

namen sich nur in der Küstengegend in der Nähe von Oslo finden, weist nach derselben Richtung und setzt verhältnismäßig spätes Vordringen vom Kontinent voraus. Die eigentlichen Zauberworte, die den zweiten Teil des Spruches bilden, haben ihr Gegenstück in der *Atharvaveda* und machen wahrscheinlich, daß der Spruch gegen Beinverrenkung in Deutschland uralt ist.

Ich fasse zusammen. Was den Baldermythus betrifft, habe ich mich der Annahme Neckels angeschlossen, daß dieser aus Vorderasien stammt. Jan de Vries' Vermutung, daß die Baldergeschichten im Ursprung ein germanischer heldischer Stoff sind, muß m.E. abgelehnt werden; wohl aber sind gewisse Züge auf germanischem Gebiet germanisiert worden. — Mit Bezug auf den 2. *Merseburger Zauberspruch* habe ich mich der Auffassung angeschlossen, daß uns darin ein Zeugnis für den Baldermythus in Deutschland bewahrt geblieben ist. Phol ist Vol zu lesen<sup>1)</sup> und bezeichnet einen Fruchtbarkeitsgott, wie Balder; Phol und Balder sind identisch. Helms Vermutung, daß *balder* im Spruch als Appellativum zu fassen ist, scheint mir unrichtig; wohl aber ist Balder ursprünglich ein Appellativum (= Herr) und so zum Namen des Gottes geworden. Baeseckes Hypothese, daß der Spruch Pholsage enthält und daß der Name Balder später eingeschoben ist, erledigt sich bei der Annahme der Identität von Phol und Balder von selbst.<sup>2)</sup>

den Haag.

H. W. J. KROES.

### WIELAND REDIVIVUS.

Wieland ist tot. Christoph Martin Wieland, der im Jahre 1813 gestorben ist und damals noch springlebendig war, der Dichter und Schriftsteller, der Herausgeber des *Merkur*, der Übersetzer Wieland ist jetzt mäusetot. D. h. ältere, mehr oder weniger konservative Hochschullehrer — wie ich z.B. — lesen über ihn, ohne daß ihre Studenten direkt die Flucht ergreifen. Sämtliche Geschichten der deutschen Literatur sprechen ausführlich von ihm, durchaus freundlich und achtungsvoll, aber doch mehr honoris causa als con amore. Aufsätze und Bücher — darunter recht gründliche und dickleibige — erscheinen auch heute noch über ihn und sind von jeher über ihn erschienen: über das Versepos *Oberon* gibt es mindestens zehn mehr oder weniger lesbare, wissenschaftlich bedeutsame monographische Arbeiten, über das Singspiel *Alceste* ebenfalls, über den Roman *Agathon* sicher nicht weniger als siebzehn. Ungezählte junge Philologen haben mit seiner Hilfe sich den Doktorhut geholt, ich kenne davon siebenundzwanzig, aber die Rechenkunst ist nicht meine starke Seite und es gibt auch gut getarnte Doktorarbeiten.

Aber wer liest ihn? Natürlich die Leute vom Fach, sei es aus dem Bewußtsein der historischen Verantwortlichkeit heraus oder auf Grund des Bedürfnisses nach Vollständigkeit, sei es auf der Basis einer — recht selten gewordenen — Wahlverwandtschaft oder aus utilistischen Gründen. Oder auch zugunsten einer Ausgabe seiner Werke: eine wunderschöne, sehr sorgfältig kritische ist schon seit 1909 im Entstehen; aber in welchem Tempo! Aber lesen und lesen ist zweierlei. Wer liest denn heute noch

<sup>1)</sup> Es würde sich, wie mir scheint, empfehlen, im Text des Merseburger-Spruches Vol (statt Phol) zu drucken.

<sup>2)</sup> H. Schneiders „Beiträge zur Geschichte der nordischen Götterdichtung“ (*P.B.B.* LXIX, 301 ff.) bekam ich erst zu Gesicht, als der vorliegende Aufsatz längst abgeschlossen war. Es freut mich sehr, daß meine Ansichten über die Baldersage in manchen Punkten mit den seinigen übereinstimmen.

Wieland, sowie man z.B. Hans Sachs und Grimmelshausen, Goethe und Hölderlin liest? Zwar ich habe während meiner langen akademischen Tätigkeit zwei Menschen kennen gelernt, die sich spontan für ihn begeistern und sich gründlich mit ihm beschäftigen haben. Beide sind ihm lebenslänglich treu geblieben, der eine in schweigender Anhänglichkeit, der andere in mehr aktiv-produktiver Liebe — aber beide waren Germanisten.

Aber wir sollen uns lieber nichts vormachen und die Augen nicht gegen die Wahrheit verschließen: Wieland ist tot. Den Ursachen dieser Erscheinung nachzugehen, würde uns zu weit führen: unzweifelhaft haben sein langsames Tempo, seine Weitschweifigkeit und seine Neigung zu Digressionen etwas damit zu tun, dann aber gewiß auch der schwere Schatten, den einige seiner Zeitgenossen, Lessing und die Weimarer Größen, Herder, Goethe und Schiller, auf ihn werfen, obwohl damit natürlich nicht alles erklärt ist. Tatsache ist jedenfalls, daß der Lyriker Wieland — trotz der graziösen Gedichte *An Psyche* und *Goethe und die jüngste Niobetochter* (beide 1776) — nie so ganz lebendig gewesen ist. Aber auch der Epiker, dessen *Oberon* (1780) denn doch immer noch zur Schullektüre gehört, steht heute nicht mehr hoch im Kurs und ebensowenig der lebenswürdige Kleinpiker, dessen anmutige Verserzählungen (u.a. *Musarion* 1768, *Gandalin* 1776, *Geron* 1777) einst die Zeitgenossen entzückten. Und der Romanschriftsteller, dem wir doch so wertvolle Werke wie *Die Geschichte des Agathon* (1766—73; <sup>2</sup>1794), die ergötzliche *Geschichte der Abderiten* (1776—81) und die umfangreichen, aber keineswegs belanglosen Kulturgemälde *Peregrinus Proteus* (1789—91), *Agathodämon* (1796—97) und *Aristipp* (1798—1802) verdanken, kann kaum noch mehr als einen Achtungserfolg erwarten. Der Dramatiker (*Lady Johanna Gray* 1758) ist mit Recht vergessen; auch seine Singspiele sind kaum mehr zu retten. Daß auch der Übersetzer vollkommen in Vergessenheit geraten ist, ist freilich ein schweres Unrecht; nicht nur verdanken wir ihm die früheste deutsche *Shakespeare-Übertragung* (1762—66), auch seine Übersetzungen *Xenophons* (1802) und namentlich die von *Lukians Sämtlichen Werken* (1789) hätten ein besseres Los verdient. Aber geschehene Sachen lassen sich nun einmal nicht ändern und jeder Versuch zur Totenerweckung wäre hier entschieden zum Mißlingen verurteilt.

Aber es gibt einen Wieland, der nicht tot, nur verschüttet und vergessen ist: der zeitpolitische Schriftsteller ist für uns heute fast genau so aktuell, ja in gewissem Sinne eigentlich aktueller als für seine direkten Zeitgenossen, und ein Versuch, diesen auszugraben und mittels künstlicher Atmung neu zu beleben, würde vermutlich doch die Mühe lohnen. Daß die Forschung sich relativ so wenig um diesen Aspekt seines Werkes gekümmert hat, ist im Grunde verwunderlich genug. Denn auch vor der Zeit, wo das Weltgeschehen, in seinem Falle die Französische Revolution, sein Interesse für die Probleme des politischen Lebens mächtig erregte und ihn eine Zeitlang zum politischen Tagesschriftsteller machte, hatte sich dieses Interesse längst in seinem Werke deutlich manifestiert. Schon in der Urfassung des *Agathon* (1766—67) kommt die Politik gelegentlich zu Wort, die beiden Staatsromane *Der goldene Spiegel* (1772) und die *Geschichte des Philosophen Danischmende* (1775) beschäftigen sich ausdrücklich und nachdrücklich mit politischen Problemen, freilich mehr oder weniger in der Form der Utopie. Realistischer angefaßt werden sie in dem Aufsatz *Über das göttliche Recht der Obrigkeit* (1777) und in der Verserzählung *Schach Lolo* (1778), während sie in den *Abderiten* eher im Lichte der Satire erscheinen. Schon aus diesen Werken ist es deutlich ersichtlich, welchen Standpunkt Wieland der politischen Problematik gegenüber einnimmt.

Seine Kritik richtet sich hauptsächlich gegen den fürstlichen Absolutismus, obgleich er die Monarchie als die früheste und natürlichste Regierungsform betrachtet, und gegen alle Formen des Klerikalismus, wobei ihm allerdings mehr die Klostergeistlichkeit, das Mönchtum, als staatsgefährlich erscheint denn die Weltgeistlichen. Nicht unbeeinflußt von Rousseau, zeigt er eine gewisse Sympathie für den Gedanken der Volkssouveränität, aber auch hier ist seine Stellungnahme mehr oder weniger ambivalent, indem sein skeptischer Geist ihm die Ansicht nahelegt, alle Völker seien im Prinzip unmündig und durchaus ungeeignet, sich selbst zu regieren. So ist denn auch das eigentliche politische Ideal, der rein demokratische Staat, nur in der Gestalt einer Polis, eines kleinen Stadtstaats, zu verwirklichen — Erinnerungen an Wielands Aufenthalt in der Schweiz (1752—60) haben ihn dabei unzweifelhaft beeinflußt —, während für größere Staatskörper der aufgeklärte Despotismus, bzw. die konstitutionelle Monarchie, die relativ beste Regierungsform ist, die noch am ehesten die Wieland sehr teure Denk- und Redefreiheit garantieren kann.

Diese vorläufig ganz theoretischen politischen Abschaunungen wurden nun durch die Ereignisse der Französischen Revolution seit 1789 zu akuten und aktuellen Problemen, zu denen er auf dem Gebiete der Volksaufklärung sehr gewissenhafte und verantwortungsbewußte Herausgeber des *Merkur* sich genötigt sah, erneut öffentlich Stellung zu nehmen. Er tat das in zwei Dialogreihen, den *Göttergesprächen* (1789—93) und den *Gesprächen unter vier Augen* (1798—99) und in einer langen Reihe von *Aufsätzen über die französische Revolution*, die zwischen 1789 und 1800 im *Merkur* erschienen; einmal in halbdichterischer, dann aber auch in rein journalistischer Form. Die konkreten Ereignisse, denen seine Stellungnahme direkt gilt, sind: die Erstürmung der Bastille (14. Juli 1789), die Abschaffung des Erbadels und die Säkularisierung des Klerus (Constitution civile du clergé, August 1790), die Koalitionskriege (seit 1791), die Abschaffung der Monarchie (21. September 1792), die Hinrichtung Ludwigs XVI (21. Januar 1793) und die darauf folgende Schreckenherrschaft, die Gründung der helvetischen Republik (Frühjahr 1798) und Napoleons Staatsstreich vom 18. Brumaire (9. November 1799).

Von Anfang an erschien es Wieland als Pflicht, als unparteiischer Chronist sein Volk mit den wichtigsten Erscheinungen des revolutionären Weltgeschehens bekannt zu machen: „Ich werde (so lange meine mit sechzig Jahren nicht mehr zunehmenden Kräfte noch reichen) nur mit dem Dasein aufhören, meinen seit mehr als fünfunddreißig Jahren öffentlich dargelegten Grundsätzen und Gesinnungen getreu, als Schriftsteller zu Beförderung Alles dessen mitzuwirken, was ich für das allgemeine Beste der Menschheit halte; und eben darum werde ich, so lang es nöthig sein wird, allen unächten, verworrenen und schwindlichten Begriffen von Freiheit und Gleichheit, allen auf Anarchie, Aufruhr, gewaltsamen Umsturz der bürgerlichen Ordnung und Realisierung der neuen politischen Religion der westfränkischen Demagogen abzuweckenden oder auch (vielleicht wider die Absicht wohlmeinender sogenannter Demokraten) dazu führenden Maximen, Raisonnements, Declamationen und Associationen aus allen Kräften entgegenarbeiten, nicht zweifelnd, daß ich hierin jeden ächten deutschen Patrioten, Volksfreund und Weltbürger auf meiner Seite habe und behalten werde. Auch ich sehe sogut als ein Anderer, daß weder in Deutschland noch in dem übrigen Europa Alles so ist und so geht, wie es sein und wie es gehen sollte, und ich bin sehr überzeugt, daß den Uebeln, worüber man zu klagen Ursache hat, nur durch eine gründliche Reformation der Gesetzgebung und der dermaligen Constitutionen geholfen werden könne; aber ich behaupte, daß dies nicht durch die neue

Theorie der französischen Demagogen, nicht durch Insurrectionen und Umstürzung der bestehenden Ordnung der Dinge geschehen könne, noch versucht werden solle. Was in Frankreich seit vier Jahren geschehen ist und noch geschieht, kann und soll uns nicht zum Muster, sondern Fürsten und Völkern zur Warnung dienen" (1793)<sup>1)</sup>. Daß diese Unparteilichkeit eher als Ideal denn als Wirklichkeit vorhanden ist, geht schon aus dem Wortlaut dieses Bekenntnisses hervor. Wieland hat eben — wie die meisten seiner Landsleute — anfänglich die Revolution mit einer gewissen Sympathie begrüßt, um sich dann, als ihre Konsequenzen allmählich deutlicher hervortraten, immer mehr von ihr abzuwenden. Der Unterschied ist nur, daß, während bei den meisten andern diese Reaktion erst 1793 bei der Hinrichtung des Königs einsetzte, bei Wieland schon die Ereignisse des Jahres 1790 Gefühle des Zweifels und des innern Widerstandes hervorrufen, die dann durch die blutigen Greuel und die aperten Ungerechtigkeiten des Revolutionsgeschehens immer mehr verstärkt werden.

Fest steht jedenfalls, daß in seinen Augen die Revolution als solche unabwendbar und notwendig und daher — die Logik ist sein Eigentum — durchaus berechtigt war; sie war bedingt durch die sozial-ökonomischen Übelstände im Frankreich des *ancien régime*: „Die Bewegungen eines zur Verzweiflung gebrachten Volkes sind ihrer Natur nach stürmisch, und Niemand kann für ihre Folgen verantwortlich gemacht werden als Der-oder Diejenige, die das Volk durch unverständige und tyrannische Maßregeln zu dieser Verzweiflung getrieben haben" <sup>2)</sup>; „Wer ist der bessere Mann, — der weichherzige Freund, der neben einem Patienten, dem ein fressender Schaden den Tod droht, die Hände zusammenschlägt und jammert und in Thränen zerfließt, oder der Wundarzt, der ihm durch die unvermeidlichen Schmerzen, die er ihm mit Bistouri, Scalpell und Höllenstein verursachen muß, Leben und Gesundheit wiedergiebt? Was würdet Ihr zu dem überempfindsamen Kindskopfe von einem Freunde sagen, der dem Wundarzt in einem solchen Fall Unmenschlichkeit und Bosheit des Herzens Schuld gäbe und sich selbst deswegen für einen besseren Menschen hielte, weil er nicht im Stande wäre, so grausam mit seinem armen Nebenmenschen zu verfahren?" <sup>3)</sup> Mit dieser Anschauung hängt offenbar seine anfängliche Hoffnung zusammen, die Revolution werde allmählich besseren Verhältnissen den Weg bahnen: „Es müßte übelgehen, wenn eine Nation wie die französische, die an Geist, Muth und Ehrgefühl jeder andern den Vorzug streitig machen kann und in ihrer Volksmenge, Lage und innerlichem Zusammenhange, sowie in den unverlierbaren Reichthümern der Natur und des Kunstfleißes noch immer unermeßliche Mittel, sich selbst zu helfen, besitzt, in dem entscheidenden Zeitpunkte, wo sie von den aufgeklärtesten, edelsten, tapfersten Männern des ganzen Reiches berathen und geleitet wird, . . . die Mittel zur Erhaltung und dauerhafter Verbesserung ihres Zustandes, die in ihrer Gewalt sind, nicht zu gebrauchen wissen sollte." <sup>4)</sup> Aber schon bald meldet sich der Zweifel an diesem Gelingen: „Aber ich weiß nicht, welche geheime Ahnung mir nicht erlauben will, mich einer so süßen Hoffnung zu überlassen und den Führern der Parteien so viel Tugend, den Aristokraten so viel Edelmuth, dem Volke so viel Mäßigung, der Nationalversammlung so viel Weisheit und dem guten König Ludwig XVI so viel Muth und Festigkeit zuzutrauen,

<sup>1)</sup> *Wielands Werke*, her. v. H. Düntzer (Berlin, Hempel, 1839—40; 1853 — D.) 34, 309 ff.; vgl. D. 34, 80; 128; 130; 139 f.; 226 (1790—93); 372 (1800).

<sup>2)</sup> D. 34, 14 (1789); vgl. jedoch 34, 151 (1792).

<sup>3)</sup> D. 34, 82 (1790); vgl. 34, 16 (1789); 61 f.; 66; 73 f.; 89 f.; 91 (1790).

<sup>4)</sup> 34, 18 (1789).

als sie Alle besitzen müßten, wenn diese für Frankreich, für ganz Europa, für die ganze Menschheit so unendlich wichtige Revolution ein so gutes Ende nehmen sollte, als Sie, mein Freund, aus wohlmeinendem Herzen hoffen und ich, ohne es zu hoffen, mit Ihnen wünsche!"<sup>1)</sup> Dieser Zweifel, der nach und nach zur Verzweiflung wird, hängt teilweise mit einer andern, realistischern und skeptischern Beurteilung des französischen Volkscharakters zusammen; Wieland spricht von „der petulanten Lebhaftigkeit, dem Leichtsinne, der Eitelkeit, Ungeduld und ungestümen Hitze, die von jeher Hauptingredienzen in dem französischen Nationaltemperamente gewesen sind"<sup>2)</sup> — an andrer Stelle heißt es: „Dieser unbeschreibliche Leichtsinne, diese unbändige Hitze, diese Unbeständigkeit, Hoffart und Eitelkeit . . . ein Volk mit einem solchen brausenden Jünglingscharakter"<sup>3)</sup> — und faßt seine Gedanken gelegentlich so zusammen, daß ein solches Volk jedenfalls für die Freiheit noch nicht reif sein könne: „Seit Mirabeau's Tod und dem 18. April muß es auch dem parteilosesten Zuschauer zuwider sein, nur ein Wort weiter über die französischen Revolutionshändel zu verlieren. Ein Volk, das frei sein will und in zwei vollen Jahren noch nicht gelernt hat, daß Freiheit ohne unbedingten und unbegrenzten Gehorsam gegen die Gesetze in der Theorie ein Unding und in Praxi ein unendlichmal schändlicherer und verderblicherer Zustand ist als asiatische Slaverie; — ein Volk, das auf Freiheit pocht und sich alle Augenblicke von einer Faction von Menschen, qui salva republica salvi esse non possunt, zu den wildesten Ausschweifungen, zu Handlungen, deren Cannibalen sich schämen würden, aufhetzen und hinreißen läßt — ein solches Volk ist, aufs Gelindeste zu reden, zur Freiheit noch nicht reif und wird allem Ansehen nach noch manche fürchterliche Convulsionen zu überstehen haben, bis sein Schicksal auf die eine oder andere Art entschieden ist"<sup>4)</sup>.

Hier tritt neben dem französischen Volkscharakter ein anderes Moment in Erscheinung, das dem Zweifel Wielands zugrundeliegt, der Gedanke der „Ordnung“, und es ist charakteristisch für seine konservativ-liberale Gesinnung, daß ihm offenbar an „Sicherheit und Ordnung“ mindestens soviel gelegen ist als an „Freiheit und Gleichheit“: „Die Freiheit und Gleichheit des rohen Naturstandes mit den Vortheilen der Policierung und Cultur zu vereinigen, ist eine Aufgabe, deren Bestandtheile und Bedingungen einander offenbar vernichten“; „Laß Dich die neuen Wörter: Gesetz, Pflicht, Einschränkung — unterwerfen, gehorchen, sollen, müssen, an die Dein Ohr sich nun gewöhnen muß, nicht erschrecken. Sie bezeichnen lauter unnachlässliche Bedingungen Deiner Sicherheit, des freien, aber der Gesellschaft unschädlichen Gebrauchs Deiner Kräfte und des Wohlstandes, der die Frucht desselben sein wird“; „Indessen waltet der große Unterschied vor, daß, sobald beide Formen [Monarchie und Demokratie] auf wirkliche Staaten und Menschen, wie sie nun einmal sind, angewandt werden, die Monarchie den Hauptzweck, für den sie berechnet ist, Sicherheit und Ordnung, wirklich erreicht, die Demokratie hingegen immer weit hinter dem ihrigen zurückbleibt, weil Freiheit und Gleichheit in ihr immer mit Ordnung und Sicherheit im Streit liegt und die Regierung jene nur auf Kosten dieser oder diese auf Kosten jener gewähren kann"<sup>5)</sup>. Sicherheit der Person und des Eigentums ist ihm offenbar überaus wichtig:

<sup>1)</sup> D. 34, 34 (1789!); vgl. 34, 155; 168 (1792).

<sup>2)</sup> 34, 137 (1791).

<sup>3)</sup> D. 34, 348 (1793).

<sup>4)</sup> D. 34, 123 ff. (1791); vgl. 34, 133; 136 (1791); 244 (1792).

<sup>5)</sup> D. 33, 359; 360; 367 f. (1798—99); vgl. 33, 347; 349 f.; 350; 351; 352 f.; 354; 355; 357 f.; 359 f.; 361; 362; 363; 365; 366; 368 f.; 371 (1798—99).

„Der letzte Zweck, zu dessen Erreichung eine Regierung in jeder bürgerlichen Gesellschaft angeordnet werden muß, ist — nicht sowol der möglichen Wohlstand des Ganzen, als die allgemeine Sicherheit, d. i. die Privatsicherheit eines jeden einzelnen Gliedes der Gesellschaft vor allen Arten von Kränkungen seines Menschen- und Bürgerrechts; eine Sicherheit, welche die Grundlage aller menschlichen Glückseligkeit, und zwar nicht der einzige, aber doch der erste Endzweck der bürgerlichen Gesellschaft ist“<sup>1)</sup>. Wieland bekennt sich damit zum Gedanken des Polizeistaats und — befindet sich dabei keineswegs in schlechter Gesellschaft: Spinoza, Hume und Kant, Wilhelm von Humboldt und der junge Fichte, aber auch Lessing, Hemsterhuis und Herder und noch E. T. A. Hoffmann, Hölderlin und Grillparzer teilen, jeder in seiner Weise, diesen Standpunkt — es ist auf lange hinaus die normale politische Sicht der bürgerlichen Intelligenz. Nur unter solchen Umständen nämlich kann nach Wieland die „gute Sache“ — und das ist für ihn letzten Endes die Volksaufklärung, ruhig gedeihen: „Und was ist diese gute Sache? Wahrlich keine andere, als — daß alle Menschen in allen Ständen und Classen, immer vernünftiger und besser denken und handeln lernen. — Dies kann, wenn ich nicht sehr irre, von den Schriftstellern nur durch eine ruhige und unvermerkt zunehmende Verbreitung des Lichts, das die Köpfe aufhellt und die Herzen mit warmer, aber aus Einsicht und Ueberzeugung entspringender Liebe des allgemein Wahren und Guten erfüllt, bewirkt werden“<sup>2)</sup>. So bedeutet denn für ihn Freiheit „Befreiung von willkürlicher Gewalt und Unterdrückung; gleiche Verbindlichkeit aller Glieder des Staats, den Gesetzen der Vernunft und Gerechtigkeit zu gehorchen; ungehinderten Gebrauch unsrer Kräfte, ohne irgend eine Einschränkung, als die der letzte Zweck der bürgerlichen Gesellschaft nothwendig macht; Freiheit zu denken; Freiheit der Presse; Freiheit des Gewissens in Allem, was den Glauben an das höchste Wesen und die Verehrung desselben betrifft“<sup>3)</sup>.

Daß für den, der so denkt, die konkrete Regierungsform mehr oder weniger unwesentlich wird, versteht sich eigentlich von selbst; jede Staatsform ist ihm recht, die nur diese essentielle Freiheit garantiert. In der Praxis jedoch bevorzugt Wieland deutlich die konstitutionelle Monarchie nach englischem Vorbild, gerade weil sie ihm für seine „Freiheit“ die besten Garantien zu bieten scheint. In dem letzten der *Göttergespräche* vertritt Elisabeth von England bezeichnenderweise diesen Standpunkt: „Eine Constitution von wenigen, auf die allgemeine Vernunft und auf die Natur der menschlichen Gesellschaft gegründeten Artikeln ist das unfehlbare, leichte und einzige Mittel, allen heilbaren Uebeln der politischen Gesellschaft abzuhelfen, die möglichste Harmonie zwischen dem Regenten und den Untertanen herzustellen und den Wohlstand der Staaten auf einer unerschütterlichen Grundlage zu befestigen“<sup>4)</sup>. Schon in diesen *Göttergesprächen* zeigt sich die Ambivalenz seiner Stellungnahme: im neunten Gespräch vertreten die Gesprächspartner je einen mehr fortschrittlich-demokratischen und einen mehr konservativ-monarchistischen Standpunkt und im dreizehnten und letzten werden neben der konstitutionellen Monarchie auch die patriarchalische Herrschaft, der aufgeklärte Despotismus und eine gut getarnte Scheindemokratie im freundlichsten Lichte dargestellt, letztere von Livia, der Gattin des Kaisers Augustus<sup>5)</sup>.

<sup>1)</sup> D. 34, 220 f. (1792); vgl. 34, 242 f. (1792).

<sup>2)</sup> D. 34, 195 (1792).

<sup>3)</sup> D. 34, 173 (1792); vgl. 34, 181 (1792); 332; 351 (1793).

<sup>4)</sup> D. 9, 133 (1793); vgl. 9, 130 f.; 131 f. (1793).

<sup>5)</sup> *Wielands Werke (Auswahl)*, her. v. G. Klee (Leipzig, Bibl. Inst., 1900; <sup>2</sup>1905; <sup>3</sup>1925 — K), 2, 405—11 (1790) und D. 9, 111—28 (1793).

Und in dem zweiten der *Gespräche unter vier Augen* wird die Republik von dem Franzosen Heribert genau so begeistert verteidigt wie das Königthum von dem Deutschen Willibald <sup>1)</sup>.

Was Wielands eigentliche Meinung war, wird schon im dritten dieser Gespräche klar genug: es kommt weniger auf die Art der Regierungsform als auf die menschlichen Qualitäten der Regierenden — und der Regierten! — an und, wie verführerisch auch der Gedanke der Volkssouveränität sein mag, vom Standpunkt des wirklichen „Volkes“ gesehen ist der Unterschied zwischen der tyrannischsten Monarchie und der parlamentarischsten Demokratie so gering, daß man ihn ruhig vernachlässigen kann: „Um desto eher aus der Sache zu kommen, wollen wir nur die uneingeschränkte Monarchie und die vollkommene Demokratie mit repräsentativer Regierung und getheilten Gewalten, als die beiden äußersten, zwischen welchen alle andern liegen, gegen einander stellen, um zu sehen, was sie mit einander gemein haben. . . . Fürs Erste also: in der besagten Demokratie wie in der uneingeschränktesten Monarchie hat sich das Volk des Gebrauchs der höchsten Gewalt begeben. Denn wiewol es in jener den Names des Souveräns beibehält und in Frankreich künftig sogar ein Fest seiner Souveränität mit allem gebührenden Pompe begehen wird, so wollte ich doch Sr. populären Majestät nicht rathen, sich den Verordnungen der Bürger-Directoren oder den Bajonetten und Kanonen der unter den Befehlen derselben stehenden Bürger, Soldaten und Leibgardisten zu widersetzen. . . . Zweitens: In beiden ist dem Volke das vor einigen Jahren so hoch gepriesene Maratische Recht der heiligen Insurrection niedergelegt. . . . Drittens: In beiden ist dem Volke, dem souveränen so gut als dem allerunterthänigsten, alle Macht benommen, die Staatsverfassung zu ändern, wie groß auch immer seine Lust dazu sein möchte. . . . viertens: In beiden ist das wesentliche Interesse des Volks in fremden Händen: in der Monarchie in den Händen des Monarchen und seiner Rätthe und Vertrauten, in der französischen Demokratie in den Händen der beiden gesetzgebenden Rätthe und des Directoriums, welches auch seine Vertrauten, Günstlinge, Helfershelfer und Creaturen hat, und in ungleich größerer Anzahl als irgend ein Monarch. Das souveräne Volk hat hierin im Grunde vor dem allerunterthänigsten nichts voraus“ <sup>2)</sup>.

Kein Wunder also, daß für Wieland die Möglichkeit einer wirklichen Volksherrschaft äußerst problematisch, die reale Volkssouveränität als eine imaginäre Größe, eine Fiktion, erscheinen mußte, es sei denn in Stadt-Staaten kleinsten Formats — vielleicht! <sup>3)</sup> Denn erstens ist ja die Konsequenz einer jeden wirklichen Demokratie eine unduldbare Instabilität des politischen Lebens: „Wenn das besagte Recht [zur Verfassungsänderung] ein allgemeines Naturrecht ist, folgt daraus nicht unmittelbar: Daß jede große oder kleine Nation auf dem Erdboden ohne Ausnahme, zu allen Zeiten, sobald sie es für gut befindet, befugt ist, dasselbe in Ausübung zu bringen? Folgt nicht ferner: daß, da der Wille des Menschen so veränderlich ist als seine Vorstellung art und als die Eindrücke, die er von außen empfängt, ein jedes Volk die Constitution, die es sich heute gegeben hat, in vier Jahren oder vier Monaten oder auch in vier Wochen oder Tagen, kurz, so oft es ihm einfällt, wieder einwerfen und eine neue machen kann und darf?“ <sup>4)</sup> Wo bliebe da die für die Auf-

<sup>1)</sup> K. 2, 449—463 (1798).

<sup>2)</sup> D. 33, 324—27 (1798); vgl. 33, 316 f.; 318; 318 f.; 320 f.; 321; 321 f.; 323 f.; 328 (1798).

<sup>3)</sup> D. 34, 162; 211; 244 (1792); 33, 347; 357 (1799).

<sup>4)</sup> D. 34, 37 (1789!); vgl. 34, 37 f.; 39 f. (1789); 263 (1792).

klärungskultur so notwendige „Ordnung“? <sup>1)</sup> Dann aber artet eine solche Demokratie nur allzu leicht in völlige Anarchie aus: „Man hat die neue Constitution damit angefangen, die alte gänzlich aufzulösen, das königliche Ansehen unter die vorgebliche Volksmajestät herabzuwürdigen, alle Subordination willkürlich zu machen, mit einem Worte, die Monarchie in eine Anarchie zu verwandeln, um auf den Ruinen der alten Verfassung eine neue aufzuführen, über deren Plan und Einrichtung die fünfundzwanzig Millionen Menschen, die sich inzwischen der höchsten Gewalt bemächtigt haben, wahrscheinlicher Weise vor dem Ende dieses Jahrhunderts nicht einverstanden sein werden. — Hat man wohl daran gethan? Hätte man nicht, Manches wenigstens, besser machen können? Wird die neue Ordnung, die aus diesem Chaos — wenn endlich einmal Deus et melior natura die Oberhand gewinnen — entspringen wird, die unzähligen Wunden, welche der demokratische Kakodämon der freiheitstrunkenen Nation geschlagen hat, bald und gründlich genug heilen können, um als eine Vergütung so vieles Uebels angesehen zu werden?“ <sup>2)</sup>

Und wenn nicht das, so ist zu befürchten, daß der monarchisch-aristokratische Despotismus einfach ersetzt wird durch einen demokratischen Despotismus, eine Herrschaft nicht des Volkes, sondern der Demagogen, eine Kakistokratie, die unzweifelhaft noch viel schlimmer ist, denn Volk und Pöbel sind leider keineswegs identisch: „Da alle Behutsamkeit und künstliche Wendungen ihrer öffentlichen Blätter der Welt doch nicht verbergen können, daß es oft sehr tumultuarisch in der augusten Nationalversammlung zugeht, und daß es eigentlich die kleinere Anzahl ist, welche die größere weniger durch die Stärke ihrer Argumente als durch den horror naturalis der menschlichen Natur vor — Laternenpfählen zu der Majorität, die seit einigen Wochen so seltsame Dinge beschließt, zu disponiren gewußt hat: Sollte da wol die Nation, wenn sie über kurz oder lang wieder zu sich selbst kommt, nicht ganz natürlich auf den Gedanken gebracht werden, daß sie bei allen den schönen Wiegenliedern von Freiheit und Gleichheit, womit man sie in den Schlummer zu singen sucht, noch immer unter dem Druck einer despotischen Obergewalt liegt? daß Alles, was sie vor der Hand beim Tausche gewonnen hat, darin besteht, daß die sogenannte Aristokratie einer demokratischen Oligarchie Platz machen mußte, und daß die vierundzwanzig Millionen Menschen, — die mit aller Majestät, Herrlichkeit und Allgewalt, womit sie von den redseligen Demagogen decorirt werden, noch immer größtenteils sehr arme Wichte sind, — anstatt eines einzigen Königs nun die Ehre haben, von zwölfhundert kleinen Melks (mit Hrn. von Voltaire zu reden) an der Nase geführt zu werden?“ <sup>3)</sup>

Klingen derartige Erwägungen im Munde eines so antiquierten Autors nicht im Grunde trotz ihrer Zeitgebundenheit merkwürdig aktuell? Ich glaube sogar, sie werden uns desillusionierten Kindern des zwanzigsten Jahrhunderts vielleicht eher einleuchten als den idealistischen Zeitgenossen des Verfassers. Auch was Wieland über die Bedeutung der öffentlichen Meinung, über die Rolle der Zeitung und der revolutionären Propaganda zu sagen hat, werden wir wohl kaum zum alten Eisen werfen wollen: „Was man für die öffentliche Meinung ausgiebt, ist immer die Meinung und der Wunsch einer kleinen Anzahl von Köpfen, denen daran gelegen ist, das Volk zum Werkzeug ihrer Absichten zu machen, und die

<sup>1)</sup> D. 34, 219 (1792).

<sup>2)</sup> D. 34, 55 f. (1789!); vgl. 34, 340 f. (1793).

<sup>3)</sup> D. 34, 47 (1789!); vgl. 34, 29 (1789); 68 (1790); 161; 170; 216; 233 (1792); 344 (1793); 355 f.; 359 (1794).



daher ihr Möglichstes thun, das Feuer, das sie anblasen, allgemein zu machen" <sup>1)</sup>); „Ganz gewiß findet während solcher politischen Momente nichts, was man mit Recht öffentliche Meinung nennen könnte, statt; aber es ist meiner Überzeugung nach . . . gewiß, daß eine solche Meinung jeder Staatsumwälzung vorgeht und gleichsam das Zeichen zum Anfang derselben giebt" <sup>2)</sup>. Und die Worte, die er den Franzosen gelegentlich der etwas gewaltsamen Gründung der helvetischen Republik (April 1798) in den Mund legt, könnten ebensogut gestern, heute oder — übermorgen gesprochen sein: „Nein, . . . wir kommen nicht als Feinde des Volks, wir kommen blos, es von seinen Tyrannen, den Aristokraten, zu befreien; wir kommen, dem ganzen Helvetien die unschätzbaren Güter Freiheit und Gleichheit zuzuwenden, wodurch Frankreich seit 1792 so glücklich ist, wie Ihr Alle wißt, und die dreizehn Cantons, in welchen das arme Volk bisher in der grausamen Sklaverei gehalten wurde, durch das Feuer der Trübsal, das wir mitten unter ihnen angezündet haben und aus allen Kräften unterhalten, in eine einzige untheilbare Republik zusammenzuschmelzen" <sup>3)</sup>.

Aber Verantwortungsbewußtsein, Besonnenheit und ungewollte Aktualität sind nicht die einzigen Eigenschaften, die den Politiker Wieland auszeichnen, auch sein Scharfblick und seine fast prophetische Intuition verdient nicht weniger unsere Aufmerksamkeit. So hat er z.B. im sechsten der *Gespräche unter vier Augen*, d.h. also etwa 1798, bei der Besprechung der Möglichkeit eines geeinten Europa bereits das bekannte Landungsprojekt Napoleons behufs einer Eroberung Englands aus den Jahren 1802—05 vorweggenommen <sup>4)</sup>. Etwas noch Verblüffenderes jedoch finden wir im zweiten dieser Gespräche; hier schlägt Wilibald dem französischen Gesprächspartner Heribert vor, die Franzosen sollten doch, wenn sie denn absolut keinen König mehr haben wollten, sich einen geeigneten Diktator suchen und er nennt dabei den Namen *B u o n a p a r t e* <sup>5)</sup> — man beachte, daß dieses Gespräch im Februar 1798 entstand, im Märzheft 1798 des „Merkur" erschien und daß der Staatsstreich Napoleons erst am 9. November (18. Brumaire) 1799 erfolgte. Noch im Jahre 1800 war Wieland offenbar von einem gewissen verschämten Stolz auf seine ungewollte Hellsichtigkeit erfüllt: „Ich schreibe vor zwei Jahren in einer humoristischen Stunde zwischen Ernst und Scherz [?] etwas, das zwar unter die unendliche Menge der zufälligen Dinge, die sich a priori denken lassen, gehört, dessen Realisirung aber unter allen damaligen Umständen in einem so hohen Grade unwahrscheinlich war, daß ich selbst sie für moralisch unmöglich hielt [?] . . . und siehe da! anderthalb Jahre darauf kommt in Paris wirklich zu Stande, was ich achtzehn Monate zuvor meinen Wilibald . . . den Neufranken . . . wohlmeinend rathen ließ" <sup>6)</sup>.

Natürlich ist Wielands intensive Anteilnahme an der Französischen Revolution und ihren Folgen nicht ausschließlich aus der natürlichen Richtung seines Interesses, aus seiner intellektuellen Neugier zu erklären; er ist durchaus nicht nur interessierter Zuschauer und quasi-unparteiischer Beobachter, sondern als Deutscher und Patriot auch menschlich direkt beteiligt. Als solchem mußten sich ihm die Fragen aufdrängen — auch Goethe hat sie sich gestellt und ähnlich beantwortet —: welche Folgen

<sup>1)</sup> D. 33, 418 (1799).

<sup>2)</sup> D. 33, 425 (1799); vgl. 33, 417; 421; 421 f.; 424; 427; 428; 431 f.; 432; 433 (1799).

<sup>3)</sup> D. 33, 406 f. (1799); vgl. 33, 403; 405 f.; 408; 410; 412 (1799).

<sup>4)</sup> D. 33, 375—79 (1798).

<sup>5)</sup> K. 2, 464 f. (1798).

<sup>6)</sup> D. 34, 366 (1800); vgl. 34, 380 f.; 381 f. (1800).

wird die Revolution für Deutschland haben und wie soll dieses Land zu ihr Stellung nehmen? Die französische Kriegserklärung vom April 1792 und der sich daraus ergebende erste Koalitionskrieg (Valmy, Mainz) machten diese Fragen für ihn zu besonders aktuellen Problemen; die deutsche Reaktion gegen die Revolution erschien ihm durchaus berechtigt: „Befände sich Deutschland in ebendenselben Umständen, worin sich Frankreich vor vier Jahren befand; hätten wir nicht eine Verfassung, deren wohlthätige Wirkungen die nachtheiligen noch immer überwiegen; befänden wir uns nicht bereits im wirklichen Besitz eines großen Theils der Freiheit, die unsre westlichen Nachbarn erst erobern mußten; genössen wir nicht größtentheils milder, gesetzmäßiger und auf das Wohl der Unterthanen aufmerksamer Regierungen; hätten wir nicht mehrere Hilfsmittel gegen Bedrückungen als die ehemaligen Franzosen; wären unsre Abgaben so unerschwinglich, unsre Finanzen in so verzweifeltem Zustande, unsre Aristokraten so unerträglich übermüthig, so gegen alle Gesetze privilegiert wie in dem ehemaligen Frankreich; — so ist kein Zweifel, daß die Beispiele, die uns seit einigen Jahren in diesem Lande gegeben wurden, ganz anders auf uns gewirkt hätten; so würden, anstatt daß es bloß bei Dispositionen zur Ansteckung [Mainz!] blieb, die Symptome des Fiebers selbst ausgebrochen und das deutsche Volk aus einem bloßen theilnehmenden Zuschauer schon lange handelnde Person geworden sein“<sup>1)</sup>; „Welche Furien müßten uns zu der Raserei treiben, unsern Zustand (wie wohl er mancher Verbesserungen bedürftig ist) durch ein Mittel besser machen zu wollen, das ihn unfehlbar sehr verschlimmern würde, das der gerade Weg wäre, unermeßliche, unabsehbare Uebel über uns und unser Vaterland zu häufen? Warum sollten wir so theuer und mit einem so ungeheuern Risico erkaufen wollen, was wir wahrscheinlich ohne Empörung, ohne Desorganisation, ohne Verbrechen, ohne Aufopferung der gegenwärtigen Generation von dem bloßen Fortschritt der Aufklärung und Moralität unter uns weit sichrer hoffen dürfen?“<sup>2)</sup> Die deutschen Zustände erscheinen ihm also keineswegs derartig, daß sie eine ähnliche Revolution rechtfertigen würden und außerdem erblickt sein Scharfsinn in dem Krieg eher eine Notwendigkeit der französischen innern Politik, ein Ablenkungsmanöver, als ein wirklich nationales Erfordernis: „Es ist nicht nur, nachdem sie nun einmal Krieg mit Oestreich und Preußen haben, ihr Interesse, denselben von ihren Grenzen weg und in Feindesland zu ziehen: der Krieg selbst war schon lange, was sie wünschten, ist noch immer, was sie zur Erreichung ihrer Absichten nöthig haben, ist gewissermaßen das Einzige, was ihre Republik retten kann; und aller Wahrscheinlichkeit nach erfüllt die hohe Reichsversammlung zu Regensburg einen ihrer angelegtesten Wünsche indem sie ihnen durch die beschlossene lebhaft Theilnahme an diesem Kriege den erwünschten Vorwand giebt, sich ihrer so oft vor ganz Europa wiederholten friedfertigen und menschenfreundlichen Versprechungen quitt zu halten und von dem Tage an, da reichsständische Heere gegen sie agiren werden, das ganze deutsche Reich als einen erklärten Feind behandeln zu können“<sup>3)</sup>. Die Abwehr eines solchen Übergriffs ist nach Wieland durchaus am Platze: „Aber, was auch der Ausgang sein mag, wehe uns, wenn nicht von dem Augenblick an, da wir das Vaterland in Gefahr sehen, . . . alle Deutschen sich in dem allgemeinen Willen vereinigen, lieber Alles zu wagen und aufzuopfern, als zuzugeben, daß das deutsche Reich unter dem spottenden Vorwand einer täuschenden Befreiung

<sup>1)</sup> D. 34, 291 f. (1793).

<sup>2)</sup> D. 34, 303 (1793); vgl. 34, 282 f.; 283; 298 f.; 300; 305 (1793).

<sup>3)</sup> D. 34, 306 (1793); vgl. 34, 307 (1793).

in die Gräuel der abscheulichsten Anarchie gestürzt werden, die für uns und unsere Nachkommen noch verderblicher sein würde, als sie es selbst für die Frankreicher ist!"<sup>1)</sup> Nicht also sich der kluge Skeptiker in Bezug auf den realiter vorhandenen deutschen Patriotismus irgend einer Täuschung hingegeben hätte, im Gegenteil: „es giebt ohne Zweifel märkische, sächsische, baierische, württembergische, Hamburgische, Nürnbergische, Frankfurtsche Patrioten u.s.w. Aber deutsche Patrioten, die das ganze deutsche Reich als ihr Vaterland lieben, über Alles lieben, bereit sind, nicht etwa blos seiner Erhaltung und Beschützung gegen einen gemeinschaftlichen Feind, sondern auch, wenn die Gefahr vorüber ist, seinem Wohlstand, der Heilung seiner Gebrechen, der Beförderung seiner Aufnahme, seines innerlichen Flors, seines äußerlichen Ansehens beträchtliche Opfer darzubringen: wo sind sie?"<sup>2)</sup>

Eine solche patriotische Gesinnung braucht, wenn man der Realität des Kriegsgeschehens Rechnung trägt, einen Kompromißfrieden durchaus nicht auszuschließen: „Die Anerkennung der Unabhängigkeit des französischen Volks — oder (was dasselbe ist) der französischen Republik, insofern die Majorität des Volks sich keiner andern als dieser Regierungsform unterwerfen will — scheint also möglicherweise der einzige Weg zu sein, zum Frieden zu gelangen, wofern es nicht auf die gänzliche Ausrottung [!] des französischen Volkes und Namens abgesehen ist, die, nach den bisherigen Erfolgen zu urtheilen, so leicht wol nicht sein dürfte, als manche emigrierte Brauseköpfe sich's vorstellen" <sup>3)</sup>. Auch später, nach den schlimmen Friedensschlüssen von Basel (1795) und Campo Formio (1797), scheint ihm offenbar eine solche Lösung noch nicht ausgeschlossen: „Ich sehe nur drei mögliche Fälle. Der erste und unglücklichste wäre eine gewaltsame Umwälzung nach Art der französischen, oder der venetianischen, helvetischen und römischen; der andre, wenn uns Polens Schicksal träfe; der dritte, allein wünschenswürdig, wenn unsre Amphiktyonen friedlich und schiedlich übereinkommen könnten, die Verfassung Germaniens den vorliegenden Umständen, dem Geist der Zeit und dem Drang der neuen auswärtigen Verhältnisse gemäß umzubilden" <sup>4)</sup>. Er denkt dabei offenbar an den Verlust des linken Rheinufer, eine Erniedrigung, die sogar für den Kosmopoliten Wieland ziemlich unverdaulich ist: „So werd' ich denn doch den fatalen Augenblick sehen, da mein armes Vaterland, — dieses einst so mächtige, so ehrwürdige Germanien, das im Stande seiner rohen Freiheit von dem allgewaltigen Rom selbst nicht bezwungen werden konnte, sich von Euern noch allgewaltigern Demagogen wei eine Masse Thon behandeln und nach ihrer Willkür, weiß der Himmel in welche abenteuerliche Form oder Unform umgestalten lassen muß! . . . Es ist schwer . . . den Gedanken zu ertragen . . ., daß ein solches Reich dem neufränkischen Koloß, der sich auf einmal über die ganze Welt erhebt, zu einem bloßen Fußgestell dienen soll!"<sup>5)</sup> Nur eines tröstet immer wieder, auch in der verzweifeltsten Lage, den trotz aller Skepsis unverbesserlichen Optimisten: der unerschütterliche Glaube an den unausbleiblichen, wenn auch späten Sieg der „guten Sache": „Aber nichts wirklich Gutes, nichts in sich selbst Bestehendes kann zertrümmert werden. Während das Böse

<sup>1)</sup> D. 34, 313 (1793); vgl. 34, 324; 331 (1793).

<sup>2)</sup> D. 34, 322 (1793).

<sup>3)</sup> D. 34, 362 (1794).

<sup>4)</sup> D. 33, 447 (1799); vgl. 33, 449; 450; 451; 451 f.; 452; 453; 454; 455; 456; 457 (1799).

<sup>5)</sup> D. 33, 330 f. (1798); vgl. 33, 332; 336; 338; 340; 341; 344 (1798).

sich selbst zerstört, wird das Gute sich durch eigne Kraft aus den Trümmern emporarbeiten, und der gute Genius der Menschheit, von allen Redlichen, denen das allgemeine Beste wirklich am Herzen liegt, kräftig unterstützt, wird eher, als wir glauben, den Sieg davontragen . . . Nur die weise Thätigkeit und Beharrlichkeit Aller, . . . kann und wird die Wunden und Gebrechen der Menschheit heilen, alles Zerstörte ungleich besser, als es war, wiederherstellen, dem Bestehenden Dauer verschaffen und so stufenweise, nicht durch unnatürliche Sprünge, das große Werk, wozu wir berufen sind, die Cultur, Aufklärung und Veredlung des Menschengeschlechts, bewirken, deren Frucht die öffentliche und allgemeine Glückseligkeit ist" <sup>1)</sup>).

Man sollte meinen, Wielands Zeitgenossen, vor allem seine Weimarer Freunde, von denen sich doch wenigstens Herder, Goethe und Schiller genau so intensiv mit den Problemen der Französischen Revolution auseinandergesetzt hatten wie er, müßten seine klugen Schriften zur Tagespolitik und zur Politik überhaupt, wo nicht mit Begeisterung begrüßt, doch jedenfalls ernst genommen haben. Aber nichts ist weniger der Fall. Sogar Goethe, für den denn doch diese Auseinandersetzung ein Lebensproblem erster Ordnung war, hat das offenbar nicht getan. Seine Reaktion auf die *Göttergespräche*, in denen Jupiter gegenüber dem konservativ-monarchistischen Standpunkt seiner Gattin eine mehr oder weniger fortschrittlich-demokratische Stellung bezogen hatte, ist eher ironisch-humoristischer Natur. Mitten aus der Kampagne in Frankreich, aus dem Hauptquartier Hans-le-Grand, schreibt er am 25. September 1792 an die Herzogin-Mutter Anna Amalia in Bezug auf das überaus schlechte Wetter: „Zwar ists möglich, daß das höchst üble Wetter mir oft die Augen zugeschlossen, der Nebel manches Sehenswürdige verdeckt hat. Denn es hat die böse Witterung uns mehr als alle andre Übel gepeinigt, ja manchmal der Verzweiflung nahe gebracht, besonders da sie uns meist auf dem Marsche und bei jeder wichtigen Unternehmung überfiel. Man schilt öffentlich Jupitern einen Jakobiner, ja einen sans culotte. (Welchen letzten Schimpfnamen er um so mehr verdient, als er sich öfters in solcher Gestalt betreten lassen und noch hie und da in effigie gleicherweise aufgestellt ist.) Auch kann ich Ew. Durchl. nicht bergen, daß Leute, die tiefer sehen, geradezu Wielanden die Schuld alles dieses Unheils geben, weil er den König der Könige zum Demokraten gemacht und ihn von der Sache seiner Oeime, Vettern und Gevattern lbdn lbdn, wenigstens auf einige Zeit, abgezogen". Und nicht weniger ironisch, diesmal freilich durchaus nicht humoristisch, sondern ausgesprochen boshaft klingt, was er am 2. Mai 1798 Schiller über die Veröffentlichung der *Gespräche unter vier Augen* zu berichten hat: „Eine der lustigsten Begebenheiten unseres Zeitalters kann ich vorläufig nicht verschweigen. Wielanden ist durch ein heimlich demokratisches Gericht verboten worden die Fortsetzung seiner Gespräche im Merkur drucken zu lassen; das nächste Stück wird zeigen ob der gute Alte gehorcht. Der arme Verfasser des goldnen Spiegels und des Agathons, der zu seiner Zeit Königen und Herren die wundersamsten Wahrheiten sagte, der sich auf die Verfassungen so trefflich verstand, als es noch keine gab, der edle Vorläufer des neuen Reiches muß nun, in den Zeiten der Freiheit, da Herr Posselt täglich den bloßen Hintern zum Fenster hinausreckt, da Herr Gentz mit der liberalsten Zudringlichkeit einem neuen Könige eine unbedingte Preßfreiheit abtrutzet, die Schoßkinder seines

<sup>1)</sup> D. 33, 345 (1798).

Alters, die Produkte einer Silberhochzeit, gleich namenlosen Liebeskindern, verheimlichen. Vor vierzehn Tagen ohngefähr kam er nach Weimar, um für diese Produktionen, mit denen er sich im stillen beschäftigt hatte, einiges Lob einzuernten; er las sie in allen Etagen unsers Geschmacks- und Gesellschaftshauses vor und ward mit mäßiger Gleichgültigkeit aufgenommen, so daß er für Ungeduld bald wieder aufs Land flüchtete; indessen hielt man Rat und jetzt, hör' ich, ist ihm angekündigt diese Mestizen eines aristo-demokratischen Ehebandes, in der Stille, zu erdsenseln und im Keller zu begraben, denn ausgesetzt dürfen sie nicht einmal werden". Nun, Wieland hat nicht „gehört" und am 23. Mai 1798 schreibt Meyer an Goethe: „Ich kan nicht umhin Ihnen mit den Zeitungen auch die Nachricht zukommen zu lassen, daß der Alte in Osmanstedt des unveräußerlichen Rechts der Preßfreyheit zum großen Leidwesen derer die ihm dasselbe geraubt hatten, sich wiederum anzumaßen für gut befindet, er will seine Gespräche gedruckt und gelesen wissen, es koste was es wolle, und fängt an, strenge Befehle über diese und dergleichen Sachen an den Redacteur des Deutschen Mercur ergehen zu lassen". Goethes Jenaer Antwort vom 25. Mai ist in freundlichem Ton gehalten, aber immerhin noch ironisch-überlegen genug: „Mich freut von Herzen daß der alte Herr seinen Charakter behauptet, und seine speditionären Redacteure zur Verzweiflung bringt. Er war immer wie das Rohr das vom Winde hin und her gewehet wird, aber deswegen auch gelegentlich seinen perpendicularen Stand wieder behauptet".

Freilich, Goethe hat — aber nach dem Frieden von Lunéville (1801), dem Reichs-Deputationshauptschluß (1803), dem Frieden von Preßburg (1805), der Schlacht bei Jena und Auerstädt (1806), dem Frieden von Tilsit (1807), dem Frieden von Wien (1809) und Napoleons russischem Feldzug (1812) — seinen Irrtum eingesehen und das auch öffentlich anerkannt: in der großen Logenrede zum Andenken Wielands vom 18. Februar 1813 hat er für Wieland als Tagespolitiker nur Lob: „Nun aber trat die Epoche ein, in der eine aufgeregte Nation alles bisher Bestandene niederriß und die Geister aller Erdbewohner zu einer allgemeinen Gesetzgebung zu berufen schien. Auch hierüber erklärt er sich mit umsichtiger Bescheidenheit und sucht durch verständige Vorstellungen, die er unter mancherlei Formen verkleidet, irgend ein Gleichgewicht in der bewegten Menge hervorzubringen. Da aber der Tumult der Anarchie immer heftiger wird und eine freiwillige Vereinigung der Masse undenkbar erscheint, so ist er der erste, der die Einherrschaft wieder anrät und den Mann bezeichnet, der das Wunder der Wiederherstellung vollbringen werde. Bedenkt man nun hiebei, daß unser Freund über diese Gegenstände nicht etwa hinterdrein, sondern gleichzeitig geschrieben und als Herausgeber eines vielgelesenen Journals Gelegenheit hatte, ja genötigt war, sich monatlich aus dem Stegreife vernehmen zu lassen, so wird derjenige, der seinem Lebensgange chronologisch zu folgen berufen ist, nicht ohne Bewunderung gewahr werden, mit welcher Aufmerksamkeit er den raschen Begebenheiten des Tage folgte und mit welcher Klugheit er sich als ein deutscher und als ein denkender teilnehmender Mann durchaus benommen hat" <sup>1)</sup>.

Sollten wir weniger gerecht sein als Goethe? Oder sollen wir nicht lieber anerkennen, daß der Zeitpolitiker Wieland mit seinem liberalen Konservatismus, seiner skeptischen Gläubigkeit, seiner naiven Verschlagenheit, seiner kühlen Begeisterung und seinem weltbürgerlichen Patriotismus uns Kindern einer Übergangszeit, einer der seinigen so durchaus verwandten

<sup>1)</sup> Goethe, *Jub. Ausg.* 37, 24.

bedrohlichen Zeitkrise, mindestens so nahe steht als seinen Zeitgenossen, und ehrlich und dankbar gestehen: „Bonhomme vit encore“?

Groningen.

TH. C. VAN STOCKUM.

#### Anmerkungen:

Von der, sehr spärlichen Literatur über Wieland als Politiker verdanke ich manches folgenden Werken:

J. W. Loebell, *C. M. Wieland*, Braunschweig 1858;

H. von Kobkull, *Wielands Aufsätze über die französische Revolution*, Diss. München (Riga) 1901;

O. Vogt, *Der goldene Spiegel und die Entwicklung der politischen Ansichten Wielands*, Berlin 1904;

A. Stern, *Wieland und die französische Revolution*, in *Reden und Aufsätze* (1914);

W. Siegers, *Mensch, Staat und Nation bei Wieland*, Diss. München 1929;

Verena Meyer, *C. M. Wieland und die geschichtliche Welt*, Diss. Zürich (Winterthur) 1948;

F. Sengle, *Wieland*, Stuttgart 1949.

An der Orthographie der von mir benutzten Wieland-Ausgaben habe ich nichts geändert, nur die zahlreichen Sperrungen, die eher störend wirken und das Druckbild verunstalten, habe ich beseitigt.

#### EXPANDED LINES IN OLD ENGLISH POETRY.

*Judith*, the *Later Genesis* and the *Dream of the Rood* are the only poems that contain a relatively large number of expanded lines. It may, therefore, be worth while to investigate the use of these lines in Old English poetry. We are not here concerned with the way in which they should be read metrically, for which we may refer to Sievers' *Altgermanische Metrik*, 1893, pp. 135 ff., Heusler's *Deutsche Versgeschichte*, 1925, Vol. I pp. 180—7 and Pope's *The Rhythm of Beowulf*, 1942, pp. 99—158. Sievers (i.c. p. 216) states that the tempo of these lines is solemn and slow and that they were used especially for the expression of solemnly elevated or emphatic moods. Pope agrees with this and remarks that they should be read in two measures of  $4/4$  time instead of two of  $4/8$  time.

Pope gives a list of expanded lines in Old English poetry, which is a corrected version of Sievers' list (Pope, pp. 100—104; Sievers, *Beiträge zur deutschen Sprache und Literatur*, 1887, Vol. 12, pp. 454 f.). No such list can ever be perfectly accurate, because some lines can be treated as normal or expanded according to the context and because of the possibility of corruption in the manuscript. When we arrange Pope's list roughly chronologically <sup>1)</sup> we obtain the following survey:

Period	Title	Total Number of Lines	Expanded Lines
Cædmonian	Genesis A	2320	32
	Exodus	590	4½
	Daniel	764	49½

<sup>1)</sup> This can only be an attempt, but disagreement on the chronology of the individual poems will not invalidate the argument as to the use of expanded lines. I leave out *Riddle 16* (10 ll., 3½ expanded) and *The Lord's Prayer I* (11 ll., 4½ expanded) as being too short to be of much value for this purpose. The *Later Genesis* is excluded on the ground that its metre is Old Saxon, not Old English.